

Runhild Böhm

„Die Natürliche Tochter“

als Ausdruck von  
Goethes Verhältnis zur Französischen Revolution

200 Jahre „Eugenie“  
1803 – 2003

Arbeitstexte  
Tübingen 2002

Runhild Böhm  
„Die Natürliche Tochter“



Runhild Böhm

„Die Natürliche Tochter“

als Ausdruck von  
Goethes Verhältnis zur Französischen Revolution

200 Jahre „Eugenie“  
1803 – 2003

Tübingen 2002

© 2002 by Runhild Böhm, Melanchthonstr. 33, D-72074 Tübingen

Printed in Germany

Druck: Gulde Druck GmbH, 72076 Tübingen

## Einleitung

Im Jahre 1799 fand Goethe in Schillers Bibliothek die Memoiren der Princesse de Bourbon-Conti, die ihn dazu anregten, ein Drama, ja ursprünglich sogar eine Trilogie, zu schreiben. „Die Natürliche Tochter“ wurde 1803 gedruckt. Die Aufführungen brachten Goethe nicht die erhoffte Resonanz. Er fühlte sich von etlichen Freunden gründlich mißverstanden. Johann Gottlieb Fichte und Wilhelm v. Humboldt gehörten allerdings zu den Ausnahmen.

Man rufe sich das Urteil Fichtes in einem Brief an Friedrich Schiller über die „Natürliche Tochter“ in Erinnerung: „So sehr ich Iphigenie, Tasso und aus einem anderem Fache Hermann und Dorothea verehrt und geliebt und kaum etwas Höheres für möglich gehalten habe, so ziehe ich doch dieses Werk allen seinen übrigen vor und halte es für das dermalig höchste Meisterstück des Meisters. Klar wie das Licht und ebenso unergründlich.“

Ein Schlüssel zum Textverständnis erscheint in Goethes Methode beim Schaffensprozeß, sich „auf den jedesmaligen einzelnen Punkt“ zu konzentrieren, „der unmittelbar in die Anschauung treten sollte“.

Dies mag ein Grund dafür sein, weshalb weniger die Dichter als die Denker unter seinen Zeitgenossen, nämlich Johann Gottlieb Fichte, der Ich-Philosoph, und später Wilhelm v. Humboldt, der Sprach-Philosoph, dieses Drama erfassen konnten, das vielen verschlossen bleiben sollte und bis auf den heutigen Tag auch nur wenig bekannt geblieben ist.

Die Veröffentlichung meiner Arbeit, die vor Jahren an der Universität Tübingen bei Fritz Hackert entstanden ist, gerade jetzt, zweihundert Jahre nach der Entstehung der „Natürlichen Tochter“,<sup>1)</sup> soll dazu beitragen, daß sich dies für die Zukunft ändert.

Tübingen, im Frühjahr 2002

Runhild Böhm



## I. Goethe über seine „Natürliche Tochter“

In der Sammlung von Worten Goethes über seine eigenen Werke, hrsg. von Hans Gerhard Graef<sup>2)</sup>, findet sich folgende Äußerung<sup>3)</sup>:

„An eben diese Betrachtung schließt sich die vieljährige Richtung meines Geistes gegen die französische Revolution unmittelbar an, und es erklärt sich die gränzenlose Bemühung, dieses schrecklichste aller Ereignisse in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen. Schau' ich die vielen Jahre zurück, so seh' ich klar, wie die Anhänglichkeit an diesen unübersehblichen Gegenstand so lange Zeit her mein poetisches Vermögen fast unnützer Weise aufgezehrt ; und doch hat jener Eindruck so tief bei mir gewurzelt, daß ich nicht läugnen kann, wie ich noch immer an die Fortsetzung der ‚Natürlichen Tochter‘ denke, dieses wunderbare Erzeugniß in Gedanken ausbilde, ohne den Muth, mich im Einzelnen der Ausführung zu widmen.“<sup>4)</sup>

Eine sehr bekannte Stelle ist die nachfolgende:

„Die Memoiren der Stephanie von Bourbon-Conti erregen in mir die Conception der ‚Natürlichen Tochter‘. In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit gezieltem Ernste niederzulegen hoffte. Kleinere Stücke schematisierte ich mit Schillern gemeinschaftlich, wovon noch einiges von Schillern geschrieben übrig ist.“<sup>5)</sup>

Was Schiller betrifft, so scheint in den weiteren zwei Zitaten ein unaufgelöster Widerspruch zu bestehen, verglichen mit dem Vorausgegangenen: Zusammenarbeit mit Schiller einerseits und Verschweigen vor Schiller andererseits:



„Dagegen war es ganz gegen meine Natur, über das, was ich von poetischen Plänen vorhatte, mit irgend jemandem zu reden, selbst nicht mit Schiller. Ich trug alles still mit mir herum, und niemand erfuhr in der Regel etwas, als bis es vollendet war.“<sup>6)</sup>

Und das zweite Zitat:

„Ich rief mir daher die Natürliche Tochter vor die Seele, deren ganz ausgeführtes Schema schon seit einigen Jahren unter meinen Papieren lag.

Gelegentlich dacht' ich an das Weitere ; allein durch einen auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß ich ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen sollte, verschwieg ich selbst Schillern diese Arbeit und erschien ihm daher als untheilnehmend, glauben- und thatlos. Ende December (1801, Anm. d. Verf.) find' ich bemerkt, daß der erste Act der Natürlichen Tochter vollendet worden.“<sup>7)</sup>

In dem Abschnitt über die zeitgenössische Rezeption des Werkes werde ich auf Goethes Auffassung von seiner Arbeit an der „Natürlichen Tochter“ als einem geheimnisvollen Unternehmen noch einmal zurückkommen.

Seine Einschätzung des Dramas wird deutlich an den folgenden Worten:

„Unter allen Tumulten dieses Jahres ließ ich doch nicht ab, meinen Liebling ‚Eugenien‘ im Stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, so arbeitete ich am Einzelnen, wie ich ging und stand; daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären ist, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt concentrirte, der unmittelbar in die Anschauung treten sollte.“<sup>8)</sup>

Und weiter:

„Der erste Theil von Eugenie war geschrieben, gespielt und gedruckt, das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor mir, und ich kann wohl sagen, meine mehrjährige Neigung zu diesem Erzeugniß hatte keineswegs abgenommen.“<sup>9)</sup>

Daß Goethe sich bis ins hohe Alter mit dem Thema sehr beschäftigt hat, beweist ein Brief an Zelter, den er am 4. Sept. 1831, also kurz vor seinem Tode, geschrieben hat:

„An die natürliche Tochter darf ich gar nicht denken, wie wollte ich mir das Ungeheure, das da gerade bevorsteht, wieder gerade ins Gedächtnis zurückrufen.“<sup>10)</sup>

## II. Aus der Entstehungsgeschichte des Dramas

Die erste Feststellung, die ich angesichts der wenigen, jedoch wegen ihrer Bedeutung völlig ausreichenden Bemerkungen Goethes über seine „Eugenie“ treffen mußte, war jene, daß sich erstaunlicherweise im Goethe-Schiller-Briefwechsel so gut wie keine Hinweise auf eine Erörterung des Themas finden lassen.

Es ist aber nahezu kaum vorstellbar, daß in jenen Jahren intensivster Zusammenarbeit, ja der tiefsten Freundschaft mit Schiller, in dessen Bibliothek Goethe ja im November 1799 das Auslösemoment für die Arbeit an der „Natürlichen Tochter“, die Memoiren der Fürstin Stéphanie-Louise de Bourbon-Conti, fand<sup>11)</sup>, daß, außer dieser kurzen brieflichen Bitte um die Zusendung des zweiten Bandes der Memoiren<sup>12)</sup> am 19. November 1799, über dieses offenbar so wichtige Thema hier nichts vorliegt. Ob Goethe, der einige Jahre nach Schillers Tode mit dem Gedanken spielte, den Entwurf des Ganzen unter seinen

Papieren zu zerstören, damit nach seinem Tode kein Unberufener käme, der es auf eine ungeschickte Art fortsetze<sup>13)</sup>, ob Goethe wohl aus ähnlichen Bedenken den Briefwechsel mit Schiller, – den er ja selber herausgegeben hat –, sorgfältig reduzierte, muß offen bleiben.

Ganz knapp sei auf einige Fakten der Entstehungsgeschichte hingewiesen: Goethe entdeckt anlässlich eines Besuchs bei Schiller im Herbst 1799 die kurz vorher herausgegebenen „Mémoires historiques de Stéphanie Bourbon-Conti, écrits par elle-même“. Er entnimmt diesem Stoff wesentliche Handlungsmomente.<sup>14</sup> Ende 1799 findet sich der Titel des Dramas, „Die Natürliche Tochter“ in den Tagebuchnotizen, eine Wiederaufnahme des französischen Memoirentextes „La Fille Naturelle“.

In den Tagebüchern 1801 wird über seine Arbeit am Drama berichtet, nachdem er zum vorliegenden Stoff ursprünglich eine Trilogie geplant hatte<sup>15)</sup>. 1801 ist der 1. Akt vollendet. 1802 wird in Briefen an Schiller und Christiane die Arbeit am Drama knapp erwähnt.<sup>16)</sup> In einer Tagebuchaufzeichnung vom 1. August nennt er erstmals den Namen seiner Titelheldin, Eugenie.

Am 2. Januar 1803 ist der 4. Akt vollendet, Mitte März das ganze Drama. Am 31. August 1803 schreibt Lotte Schiller an Fritz von Stein: „Auch Schiller hat es nicht gewußt, daß Goethe, der sich beinahe drei Monate ganz verschlossen hatte und auch nicht an den Hof ging, mit einer solchen Arbeit beschäftigt war.“<sup>17)</sup>

Am 5. April 1803 schreibt Goethe aus Weimar an Fräulein von Eybenberg: „Was mich betrifft, so habe ich diesen Winter unter andern ein etwas sonderbares Stück verfertigt, das, wie Sie aus beiliegendem Zettel sehen, gestern gespielt worden.“<sup>18)</sup>

Am 8. August 1804 schreibt Goethe an Zelter, daß er beabsichtige, den eben vollendeten Teil der geplanten Trilogie wieder zu zerstören „und aus dem Ganzen der zuerst intendierten drei Teile ein einziges Stück zu machen.“<sup>19)</sup>

Sodann plante er, unter Beibehaltung des fertigen Stückes, die Verarbeitung des Restmaterials zu einem weiteren Drama. Hiervon ist ein Schema erhalten.<sup>20)</sup> Der Herausgeber der Hamburger Ausgabe, Josef Kunz, qualifiziert die Äußerungen Goethes in den Tag- und Jahreshften zu 1803 (s.o., Teil I) als „Mystifikation des Mißlingens“ ab.<sup>21)</sup> Doch der von Kunz genannte Beleg (Goethes Worte an Zelter: „An die Natürliche Tochter darf ich gar nicht denken, wie wollte ich mir das Ungeheure, das da gerade bevorsteht, wieder gerade ins Gedächtnis zurückrufen.“<sup>22)</sup>) kann auch anders interpretiert werden. Tatsache bleibt indes, daß Goethe den Stoff zur „Natürlichen Tochter“ nicht in einer für ihn erschöpfenden, einen Abschluß darstellenden Form bearbeitet hat, obwohl ihn die Thematik sein ganzes Leben lang gefesselt hat. Ich habe eher den Eindruck, Goethes Empfindung einer unbefriedigend gelösten Aufgabe sei im Zusammenhang zu sehen mit einer unbefriedigenden Rezeption durch seine Zeitgenossen. (Vgl. S. 15, „die verkehrten Urteile“)

### III. Die zeitgenössische Rezeption

Goethe muß trotz einiger recht positiver Stimmen aus dem Freundeskreis offenbar eine umfangreichere Resonanz erwartet haben. Schiller gefiel das Stück, ebenso Herzog Carl August und Fichte.<sup>23)</sup> Letzterer schrieb an Schiller:

„So sehr ich Iphigenie, Tasso und aus einem andern Fache Hermann und Dorothea verehrt und geliebt und kaum etwas Höheres für möglich gehalten habe, so ziehe ich doch dieses Werk allen seinen übrigen vor und halte es für

das dermalig höchste Meisterstück des Meisters. Klar wie das Licht und ebenso unergründlich, in jedem seiner Teile lebendig sich zusammenziehend zur absoluten Einheit, zugleich zerfließend in die Unendlichkeit wie jenes. Dieser streng organische Zusammenhang macht es mir ganz unmöglich, irgendeinen Teil davon wegdenken oder missen zu wollen.“<sup>24)</sup>

Grabowsky<sup>25)</sup> meint, der letzte Satz beziehe sich auf Goethes, – Zelter gegenüber geäußerte – Absicht, einige Szenen zu kürzen, was Fichte abgelehnt habe, wie ein Brief Zelters an Goethe beweise:

„Fichte ist mit einer Abkürzung der ‚Natürlichen Tochter‘ nicht einverstanden. Er glaubt, das Stück sei ganz, rund und könne durch Abkürzungen nur leiden.“ (Zelter an Goethe im August 1803.<sup>25)</sup>)

Wie wichtig für Goethe eine positive Beurteilung seines Dramas durch andere Stimmen gewesen ist, bezeugt sein Brief vom 29. August 1803:

„Fichte hat einen sehr schönen und liebenswürdigen Brief über die ‚Eugenie‘ an Schiller geschrieben. Danken Sie ihm dafür.“<sup>26)</sup>

In einem Brief an Rochlitz vom 29. November 1803 schreibt Goethe ganz offen, daß er „zur Fortsetzung wirklich Aufmunterung brauche.“<sup>27)</sup>

Eine weitere Stelle: „Es thut mir wohl“, sagt er am 1. Oktober 1804 zu H. Voß, „doch jetzt in einem Zeitalter zu leben, wo man gerade das versteht, was ich haben wollte.“<sup>28)</sup>

Über die Aufnahme des Stückes durch Madame de Staël schreibt Goethe kritisch:

„Frau von Staël hatte eine Aufführung der ‚Natürlichen Tochter‘ so gut wie erzwungen; was wollte sie aber bei der wenigen mimischen Bewegung des Stückes aus der ihr völlig unverständlichen Redefülle herausnehmen? Mir sagte sie, daß ich nicht wohlgetan diesen Gegenstand zu behandeln ; das Buch, das den Stoff dazu hergegeben, werde nicht geschätzt und das Original der Helden, die darin figurieren, in der guten Societät nicht geachtet. Als ich nun solche Instanzen scherzhaft abzulehnen Humor genug hatte, versetzte sie: das sei eben der große Fehler von uns deutschen Autoren, daß wir uns nicht um’s Publikum bekümmerten.“<sup>29)</sup>

Daß Wilhelm von Humboldt das Drama schätzte, geht aus einem Brief Goethes an ihn vom 30. Juli 1804 hervor:

„Daß Sie an meiner ‚Natürlichen Tochter‘ Vergnügen gehabt, gereicht mir zu großem Troste.“<sup>30)</sup>

Herder hat sich positiv zum Drama geäußert.<sup>31)</sup> Gleichwohl ist dort auch von einer Verstimmung die Rede, deren Ursache in einer verletzenden Bemerkung Herders gegenüber Goethe zu suchen ist. Diese Bemerkung wird nicht von Goethe kolportiert, sondern von Frau Riedel, geb. Buff:

„Am Ende ist mir aber doch Dein natürlicher Sohn lieber als Deine ‚Natürliche Tochter‘.“<sup>32)</sup>

Goethe muß diese Äußerung tief getroffen haben.

In den Tag- und Jahreshften zu 1803 läßt er einen Blick in seine Gedankenwelt zu, der sowohl die Problematik der Entstehungsgeschichte, als auch die der Rezeptionsanalyse deutlich werden läßt:

„Ich hatte mich der freundlichsten Aufnahme von vielen Seiten her zu erfreuen, wovon ich die wohlthätigsten Zeugnisse gesammelt habe, die ich dem Öffentlichen mitzuthemen vielleicht Gelegenheit finde. Man empfand, man dachte, man folgerte, was ich nur wünschen konnte; allein ich hatte den großen unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, eh' das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß wohl ganz vernünftig erklären läßt.

Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Ebenso bedeutsam ist das Märchen, man müsse, bei wunderhafter Wagefahrt nach einem kostbaren Talisman, in entlegensten Bergwildnissen, unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffen Pfaden fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden.

Indessen war's geschehen, und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstäte Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.“<sup>32)</sup>

Eine frühere Äußerung aus dem Jahre 1813 gegenüber Falk möchte ich hier ebenfalls nicht vorenthalten.

Auf die Frage Falks nach einer Fortsetzung der Natürlichen Tochter schwieg Goethe eine Weile, alsdann gab er zur Antwort:

„Ich wüßte in der That nicht, wo die äußeren Umstände zur Fortsetzung oder gar zur Vollendung derselben herkommen sollten. Ich habe es meinerseits sehr zu bereuen, auf Schillers Zureden von meinem alten Grundsatz ab-

gegangen zu sein. Dadurch, daß ich die bloße Exposition dieses Gedichtes habe drucken lassen – denn für mehr kann ich das selbst nicht ansprechen, was im Publicum davon vorhanden ist – habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichsam in voraus hinweggenommen. Die verkehrten Urteile, die ich auf diesem Wege erfahren konnte, mußten dann auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin selber so völlig von dieser Arbeit zurück, daß ich damit umgehe, auch sogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerstören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf eine ungeschickte Art fortsetzt.“<sup>33)</sup>

Falk berichtet Goethe dann von der lobenden Beurteilung des Stückes durch Herder, der allerdings die unzureichende Aufnahmebereitschaft und -fähigkeit der Menge skeptisch erwo-gen habe. Darauf Goethe:

„Wenn dem so ist, so laßt mich das Obengesagte wiederholen: wo sollen wir die Zeitumstände zur Fortsetzung eines solchen Gedichts hernehmen? Was jener geheimnißvolle Schrank verberge, was ich mit dem Zurücktreten der Fürstentochter in den Privatstand bezweckte: darüber wollen wir uns in keine nähere Erklärung einlassen; der Torso selbst und die Zeit, wenn der finstere Partei-geist, der sie nach tausend Richtungen bewegt, ihr wieder einige Ruhe der Betrachtung gestattet, mag für uns antworten!“<sup>34)</sup>

An dieser Stelle unterbricht Falk ihn, um von Herders Eindruck zu erzählen, demzufolge die Goethesche Darstellungsweise für die vergrößerten Wahrnehmungsorgane des damaligen Publikums zu fein, zu zart, zu ätherisch sei, wie er sich ausdrückte.



Darauf erwiderte Goethe: „Das hat der Alte gut und recht aufgefaßt!“, worauf Falk von dem Wunsche Herders erzählt, daß dieses Werk beendet werden möge. Goethe meinte hierauf, er wollte selbst, es wäre so und Herders Wunsch damals in Erfüllung gegangen. „Nun aber ist es für uns beide zu spät. Ich werde dieses Gedicht so wenig vollenden, als es Herder jemals lesen wird.“<sup>34)</sup>

#### IV. Der Inhalt des Dramas (Dramenfabel)

Eugenie, die Titelheldin des Dramas, ist die uneheliche (natürliche) Tochter eines Herzogs und einer soeben verstorbenen Fürstin. Der Vater, welcher sie in der Stille sorgfältig erziehen ließ, der sie über alles liebt und nun nach dem Tod der Mutter legitimieren will, stellt sie dem König vor. Eugenie präsentiert ein vollendetes Bild weiblicher Schönheit und aristokratischer Gesinnung. Ihre Erscheinung verkörpert eine Art Idealgestalt. Der König will sie offiziell anerkennen, doch tritt sie zu einem Zeitpunkt ins Geschehen, da das Königtum selber der Legitimation bedarf, da die alte Ordnung faktisch schon nicht mehr besteht, weil deren Korruptiertheit, Brüchigkeit und Anfälligkeit immer sichtbarer zutage treten, während parallel dazu die usurpatorischen anonymen Mächte (der finstere Parteigeist) wirksam werden.

Der Empfang, der Eugenie am Entree in die höfische Welt zugeacht ist, pervertiert an der Realität der geänderten Machtstrukturen. Ein Szenario Tschechowscher Glückseligkeits Traumwelt bei gleichzeitig vorhandener Brüchigkeit durch die Faktizität der Realwelt nimmt ein Stück Theaterentwicklung des 19. Jahrhunderts vorweg.

Im Adel entsteht Gegnerschaft zum König, eine Fronde, zu der sich der legitime Sohn des Herzogs bekennt.

Ob aus erbrechtlichen oder aus noch anderen Gründen –, der legitime Bruder sieht in der Legitimation der Schwester Beeinträchtigung seiner Ambitionen. Eugenie kann der Versuchung nicht widerstehen, das ihr von Vater und König bis zum Tage der Präsentation am Hofe auferlegte Schweigen zu brechen.

Ähnlich, wie Goethe die Vollendung seiner Trilogie nicht zu erwarten vermag und den ersten Teil vorzeitig veröffentlicht, kann Eugenie den festgesetzten Tag nicht erwarten. Sie öffnet verbotenerweise die Schatztruhe und gerät damit in den Bann des Schmuckes, in den magischen Zirkel der Insignien der Adelswelt, deren Anziehungskraft sie nicht zu widerstehen in der Lage ist. Die Freude über den Schmuck ergreift sie so in einem Augenblick, da das Verhängnis bereits vorgezeichnet ist und den Besitz dieses Schmuckes unabwendbar mit tödlicher Konsequenz verfolgt. Damit ist der weitere Verlauf bereits veranlagt: Der Tod der Heldin ist mit dem Besitz des Schmuckes verkettet.

Kann sich die Individualität aus dem Bannkreis lösen unter Preisgabe aller Wünsche und Ansprüche, kann sie sich jenseits der Instanzen dieser Welt aus eigener Kraft in der Namenlosigkeit, in der Verborgenheit äußerlicher Bedeutungslosigkeit erhalten, ohne die inneren Insignien adeliger Abkunft zu verlieren, dann bleibt sie für die Zukunft erhalten. Schafft sie das nicht, dann muß sie, so oder so, zugrunde gehen.

Die Hofintrige als Instrument der Brüchigkeit wird auf allen Saiten gespielt. Die Skala der denkbaren Möglichkeiten umfaßt das Repertoire der gesamten menschlichen Gesellschaft exemplarisch, um die Totalität des Einsamkeitserlebnisses der Individualität zu demonstrieren.

Die Verwandtschaftsbeziehungen werden gekappt: der Bruder läßt Eugenie auf die Seite schaffen; dem Vater lügt ein gekaufter Geistlicher vor, seine Tochter sei vom Pferde gestürzt und bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt; die Hofmeisterin, die Mutterstelle an ihr vertrat, muß das Werkzeug spielen, um

ihrem Schützling wenigstens das nackte Leben zu retten; und der König liefert, gefälscht oder nicht, schließlich den Begleitbrief mit dem Todes- bzw. Verbannungsurteil, eine absolutistische *lettre-de-cachet*. Die Instanzen: Staat, Justiz und Kirche versagen der Hilfesuchenden und durch Unrecht Verfolgten entgegen ihrem eigentlichen Auftrag den Beistand, und nur die Vision eines Mönches und die persönliche Neigung eines Richters eröffnen den Ausweg.

So führt der Weg der Heldin aus der Verborgenheit in die Verborgenheit zurück, nachdem sie den „Verwandlungsprozeß“ in der notwendigen Metamorphose ihres Willens durchleiden mußte. Die bürgerliche Ehe mit dem Gerichtsrat ist aber denn doch keine Sackgasse in einer Spießerdylle, sondern Ent-sagung im Wartestand der geschichtlichen Entwicklung im Reifeprozess einer Persönlichkeit, die erst durch die Bereitschaft zum vollständigen Opfer sich selbst, und damit dem Wohle des Ganzen, einst dienen kann.

## V. Einige Werke Goethes aus dem revolutionsthematischen Umfeld

Goethes Äußerungen über die Französische Revolution sind bekannt. Er nannte sie „das schrecklichste aller Ereignisse“ und spricht von den „abscheulichsten Tagen der Weltgeschichte“, sowie vom „revolutionären Alp“<sup>35)</sup> zu Zelter. Stets hielt er sich mit Literatur aus Frankreich über die Situation auf den laufenden.

1794 findet Goethe das Verhalten einiger seiner Freunde unerträglich:

„Ich muß gestehen, daß einige Freunde sich jetzt auf eine Art betragen, die an Wahnsinn grenzt.“<sup>36)</sup>

Ob er damit auch Schiller einbezieht, wenigstens zeitweilig, der immerhin Ehrenbürger der französischen Nation geworden war? Von einem revolutionären Umsturz erwartet er nur schädliche Wirkungen.

„Denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als Gift.“<sup>37)</sup>

Die Auflösung der gesellschaftlichen Bindungen, die Entstehung einer neuen Dimension: der Funktion des Volkes als Masse, empfand Goethe als chaotisch-amorphe Bewegung, als Gefahr für organisches Leben, das zu seiner Entwicklung Ordnungsstrukturen brauche. Seine eigene Existenz mußte er daher als gefährdet betrachten.

„Daß die französische Revolution auch für mich eine Revolution war, kannst Du denken“, schrieb er 1790 an Jacobi.<sup>38)</sup>

Das Erdbeben von Lissabon, von Goethe als entsetzliches Elementarereignis registriert, wirkte auf ihn ähnlich zerstörerisch wie der sozial-eruptive Ausbruch der Französischen Revolution.<sup>39)</sup>

Das Schicksal des Landes geht ihm auch deshalb besonders nahe, weil er sich Frankreich verpflichtet fühlte.

„Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen großen Teil meiner eigenen Bildung verdanke“, sagte er 1830 zu Eckermann.<sup>40)</sup>

Da Goethe den einzelnen Menschen im Mittelpunkt der Entwicklung sieht, fehlt ihm der Sinn für Parteilichkeit. „Es war

ihm nach seinen eigenen Worten weder am Tode der aristokratischen noch der demokratischen Sünder etwas gelegen“, schreibt Walter Migge.<sup>41)</sup>

Ein Goethe-Wort ist charakterisch für seine Haltung:

„Übrigens läßt sich hierbei bemerken, daß in allen wichtigen politischen Fällen immer diejenigen Zuschauer am besten dran sind, welche Partei nehmen; was ihnen wahrhaft günstig ist, ergreifen sie mit Freuden, das Ungünstige ignorieren sie, lehnen's ab oder legen's wohl gar zu ihrem Vorteil aus. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unparteiisch sein und bleiben muß, sucht sich von den Vorteilen beider kämpfenden Teile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß, tragisch zu endigen. – Und mit welchem Zyklus von Tragödien sahen wir uns von der tosenden Weltbewegung bedroht.“<sup>42)</sup>

Die sogenannte „Halsbandaffäre“<sup>43)</sup> des Jahres 1785 stand am Anfang jener immer sichtbarer werdenden Umwälzungen der beginnenden Revolutionszeit. Ein Scharlatan, namens Giuseppe Balsamo, alias Graf Cagliostro hatte als „Groß-Cophta“ einer ägyptischen Loge mit obskuren Mitteln Eingang in die europäische und besonders in die französische Aristokratie gefunden. Am Ende stand ein Skandalprozeß, in dessen Verlauf das französische Königshaus in der Öffentlichkeit in einem bisher ungekannten Ausmaß in Verruf kam. Goethe erblickte in diesen Ereignissen mehr als nur ein isoliert zu betrachtendes Vorkommnis. Er sah bereits die kommende soziale Erschütterung voraus:

„Es erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft.“<sup>44)</sup>

Die Reise nach Italien stand für ihn also bereits unter dem weltgeschichtlichen Aspekt von möglicherweise nicht mehr abwendbaren Folgerscheinungen für die Gesellschaft. Es wäre unter diesem Gesichtspunkt interessant, etwa im Gegensatz zu der These Melitta Gerhards<sup>45)</sup> zu belegen, daß Goethe nicht nach, sondern bereits vor der Italienischen Reise von dem heraufziehenden Phänomen „Französische Revolution“ überwältigt worden ist, daß er z.B., wie in der Italienischen Reise nachzulesen ist, den Spuren des Italieners Balsamo-Cagliostro folgte und dessen Mutter eine Botschaft überbrachte, und zwar jene, daß ihr Sohn in England in Sicherheit sei.

Obwohl Goethe schon 1787 wieder aus Italien zurückkehrte, verarbeitete er erst 1791 den Stoff der „Halsbandaffäre“ zu einem Lustspiel in Prosa: „Der Groß-Cophta“,<sup>46)</sup> dessen Uraufführung im Dezember des Jahres stattfand. Zahlreiche Motive aus diesem Stück sind in der „Natürlichen Tochter“ wiederzufinden: der wertvolle Juwelenschmuck als zentrales Handlungsobjekt; Einflußnahme und Machtgewinnung durch Manipulation des Bewußtseins mit Täuschungsmanövern, gezielter Falschnachrichtenpolitik, Vorspiegelungen und detaillierten Inszenierungen mit religiösem Für-Wahr-Halten.

Das ebenfalls zu dieser Zeit bearbeitete Komödienfragment „Die Aufgeregten“ behandelt die Auswirkungen der Französischen Revolution auf deutsches Landmilieu mit gräflicher Herrschaft. Goethes Ansichten eines aufgeklärten Absolutisten werden hier in der Auseinandersetzung zwischen aufgestachelten Bauern und Landadel, – 1824 gegenüber Eckermann<sup>47)</sup> –, deutlich, im Dialog zwischen Gräfin und Hofrat, zu Beginn des dritten Aufzuges:

Wenn der Adel verantwortungsvoll und human handele, wenn der reale Grund für Revolutionen entfalle durch entsprechendes Verhalten der Regierenden, dann würden damit Revolutionen unmöglich gemacht. Das Mittel dieses humanen Handelns legt Goethe der Gräfin in den Mund, wenn er sie sagen läßt:<sup>48)</sup>

„... seitdem ich mit Augen gesehen habe, daß die menschliche Natur auf einen unglaublichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: so habe ich mir fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hof, in der Stadt über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrieen werden sollte.“

Den bürgerlichen Hofrat läßt Goethe parallel dazu sagen:<sup>49)</sup>

„Aber eben deswegen, weil ich ein Bürger bin, der es zu bleiben denkt, der das Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat, bin ich auch unversöhnlich gegen die kleinlichen, neidischen Neckereien, gegen den blinden Haß, der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird, präventios Prätentionen bekämpft, sich über Formalitäten formalisiert und, ohne selbst Realität zu haben, da nur Schein sieht, wo er Glück und Folge sehen könnte. Wahrlich! wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichtum, Verstand, Talente, Klima, warum soll der Vorzug nicht auch irgendeine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin! Das will ich sagen da, wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Aristokraten zueignete.“

In diesen beiden Passagen sind klar die Motive zu sehen, wie sie auch in der „Natürlichen Tochter“ veranlagt sind: kraft edler (adliger) humaner Individualität, – welche Rolle der Frau zugewiesen ist –, wird das Interesse des Volkes wahrgenommen.

Selbst um den Preis, die Bezeichnung „aristokratisch“ verlieren zu müssen, um den „verhaßten Namen einer Demokratin“<sup>50)</sup> zu tragen, soll die aristokratische Funktion als humane Funktion erhalten bleiben. Darum geht es ja auch, um die Verborgenhheitsmotivik der „Natürlichen Tochter“. Auch die Attribute Kleinlichkeit, Neid, Selbstigkeit in den Äußerungen des Hofrates<sup>51)</sup> sind Vorlagen für die Charakterisierung der „Partei“ des Bruders Eugeniens.

Was von Goethe noch bei den „Aufgeregten“ als politische Kannegießerei<sup>52)</sup> angekreidet wurde, ist im vorangehenden „Bürgergeneral“ die vorrangig auf der Ebene des Ästhetischen egoitätsverhaftet agierende Inferiorität unter dem Deckmantel von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als den Bannerträgern der Französischen Revolution. Das unter dem Vorwand der Mehrheit des Volkes profitierende Einzelinteresse sucht Verstärkung durch die, – wörtlich und im übertragenen Sinn gemeinte –, Partei. Das egoistische Einzelinteresse gibt seine Verantwortung an die Gruppe ab oder täuscht, zwecks Machtgewinnung, Gruppenzugehörigkeit vor, wie hier am Beispiel des Schnaps. Das korrespondierende Motiv in der „Natürlichen Tochter“ ist die sich des frondistischen Gruppenelementes bedienende Figur des Bruders Eugeniens, interpretiert und funktionell variiert durch dessen Sekretär.

Die Zielsetzung der Französischen Revolution: Verbesserung des Gemeinwohls durch Entmachtung der Geburtselite bei gleichzeitiger Übertragung dieser Macht auf neue Herren, sieht Goethe durch die Realität persifliert. Die Verhaltensformen der neuen „Elite“ läßt der Ästhet Goethe für sich sprechen.

Deutlich wird seine Kritik, wenn man sein ebenfalls aus dieser Epoche stammendes Werk „Die Reise der Söhne Megaprazons“<sup>52 u. 53)</sup> zu Rate zieht. Die an zahlreiche Details aus Rabelais’ „Gargantua et Pantagruel“<sup>54)</sup> erinnernde Handlung thematisiert einen Streit, der „durch die Mehrheit der Stimmen bei-



gelegt“ wird.<sup>55)</sup> Inseln der Papefiguren, der Papimänen und Monarchomanen repräsentieren Inseln der Parteilichkeit, der Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit. Bedürfnisse, die geäußert werden, sind die des Gaumens. Die in Goethes Augen ungünstig wirkende Zeitungslektüre führt zu Meinungs- und Parteienstreit, bei dem ein Zeitfieber wie eine Krankheit entsteht, das engste Verwandte entzweit, und das ein Vertreter der klerikalen Papimänen (Papstnarren) durch einen Madeira-Einschlüferungs- und Vergessenheitstrunk beendet. Das Zeitfieber wird auch Zeitungsfieber genannt, eine „böse, ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft überträgt ...“<sup>56)</sup>

„... der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahrsten, seine klarsten Vorteile, er opfert alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hilfe, hält es gewöhnlich sehr schwer: so setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse, um die sich der blinde Wahnsinn herumdreht. Nun vergißt der Mensch die Geschäfte, die sonst den Seinigen und dem Staate nutzen; er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr.“ ... „Ihr, die ihr so friedfertige, vernünftige Menschen schienet, ehe ihr in dem Falle waret –.“<sup>57)</sup>

Dieses Stück stellt ein Fragment dar und ist erst aus dem Nachlaß 1837 veröffentlicht, obwohl noch vor den „Unterhaltungen“ entstanden<sup>58)</sup>, vermutlich im Jahre 1792. Die in obigem Zitat beschriebene Sprengung der Familienbande ist gleichfalls Thema in der „Natürlichen Tochter“. Die vom Bruder geschaffene tiefe Kluft zur Schwester (Perversion des neuen Begriffes von der Brüderlichkeit durch die Mordpläne an der eigenen Schwester) und die Mittäterschaft der, Mutterstelle vertretenden, Hofmeisterin (Perversion der mütterlichen Fürsorge).

In dem fragmentarischen Werk „Das Mädchen von Oberkirch“, das in nur zwei Szenen und einem weiterführenden knappen Plan erhalten ist,<sup>59)</sup> wird nach Walter Migge<sup>60)</sup> „die Reihe der Mädchengestalten, die Goethe den Schrecken der Zeitenwende aussetzt“, fortgeführt. Zu dieser Reihe gehören: Dorothea und Eugenie, sowie die Gräfin Friederike aus den „Aufgeregten“.

Migge sagt an dieser Stelle dazu: „Was diese über ihre verschiedenartige Herkunft vereint, ist die seelische Unbeirrbarkeit und Tapferkeit ihrer weiblichen Natur, die Kraft, aus einem in sich ruhenden Gemüt in schwersten Augenblicken das Richtige zu tun, fern von heroischen Gesten.“<sup>61)</sup>

Ein anderes Motiv, das in der „Natürlichen Tochter“ ebenfalls auftaucht, ist hier die Goethe'sche Beurteilung der Masse als Pöbel. So wird dem Baron, der ein Mädchen aus dem Volke, das Mädchen von Oberkirch, heiraten will, um als Adliger seinen Kopf vor der Guillotine zu retten, entgegengehalten:

„Glauben Sie, daß der ungeheure Tyrann, der Pöbel, oder vielmehr dieser und jener Tyrann, der das Ungeheuer führt und leitet, irgendeine Rücksicht nehmen werde? Vergebens erniedrigen Sie sich, man wird Ihnen auch die Erniedrigung zum Verbrechen machen.“<sup>62)</sup>

In der „Natürlichen Tochter“ ist es die an allen Instanzen gescheiterte Eugenie, die erwägt, ihr Schicksal der Masse anzuvertrauen, als ihr die Hofmeisterin auch diese Hoffnung zerschlägt:

„Die rohe Menge hast du nie gekannt,  
Sie starrt und staunt und zaudert, läßt geschehn;  
Und regt sie sich, so endet ohne Glück,  
Was ohne Plan zufällig sie begonnen.“<sup>63)</sup>

Wenn ich nun zum Schluß dieses Kapitels die 1792 betreffende und erst 1822 erschienene „Campagne in Frankreich“ noch kurz in den Blickpunkt der Betrachtung rücken möchte, so deshalb, weil dieses Werk auch einen methodischen Schlüssel liefert. Für die Gestaltung benutzte Goethe, außer eigenen Notizen, inzwischen erschienene Geschichtswerke und Memoiren sowie das Tagebuch seines Kammerdieners Wagner. Das Ergebnis war „eine Synthese aus Erinnerung und Quellenstudium“, ein „autobiographisches und zugleich historisches Werk“. <sup>64)</sup> Gleichzeitig soll hier aber ein Gegensatz sichtbar gemacht werden zwischen historisch und politisch bedeutsamen Themen und ihrer Präsentation am Detail.

Das nicht Geschilderte, Ausgelassene, wurde vom Leser erwartet; und das Geschilderte betrifft zumeist detaillierte Betrachtungen am Rande der großen welthistorischen Ereignisse. Auf der einen Seite rät Goethe bekanntlich Eckermann vom Studium der griechischen und römischen Geschichte ab, da es seit Ausbruch der Revolution viel bedeutendere Schlachten gegeben habe<sup>65)</sup>, auf der anderen Seite muß man sich fragen, ob unter Zugrundelegung dieser Einschätzung Goethes Bearbeitung solcher Schlachten aus dieser Epoche der Einschätzung adäquat erfolgt, auch und gerade in der „Campagne“. Unter dem Datum des 28. Oktober 1792 läßt Goethe in der „Campagne“ einen Zivilisten auftreten, der sich von des Dichters „geschickter Feder Darstellung und Aufklärung erwarten“ will. Ihm entgegnet jedoch „ein alter Degen“:

„Glaubt es nicht, er ist viel zu klug! Was er schreiben könnte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben.“<sup>66)</sup>

Daß er von der Feder des Dichters Unparteilichkeit verlangt, hat Goethe geäußert. Daß er als unparteiischer Beobachter fungiert, trotz seiner äußerlichen Parteizugehörigkeit, wird am Ergebnis deutlich sichtbar, das die Auswirkungen des Krieges auf den einzelnen Menschen und seine „Nebensächlichkeiten“

beschreibt. So ist die Schilderung der Macht der Elemente kein für die Darstellung unwichtiges Aperçu, sondern ein ebenso realer Faktor wie Erfolg oder Mißerfolg der Kanonen. Nicht der persönliche informative Vorsprung, nicht die Überlegungen geheimer Stabsgespräche, an denen er durch seinen herzoglichen Freund zweifellos partizipierte, stehen im Vordergrund der Beschreibung, sondern Wahrnehmungen, die Allgemeines betreffen, die im Grunde jeder hätte machen können, wenn er die Blickrichtung Goethes gehabt hätte: als leidenschaftsloser und doch gleichzeitig leidender Chronist, statt „Kriegsberichterstatte“ zu sein. Seine berühmten Worte:

„Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen“,

stehen lapidar und unvermittelt im Kontext.<sup>67)</sup> Bedeutendes taucht urplötzlich, winzig, aber wie ein Komet, der die Kontinuität eines Zustands letztlich nicht stört, sondern für die Länge eines Gedankens eine Spur Helligkeit bringt, – Bewußtsein.

Genau das aber, konzentrierteste Symbolgestalt auf engstem Raum, in oft nur einem Wort, sichtbar zu machen, ist Goethes Arbeit an der „Natürlichen Tochter“, für den, der sehend, anschauend zu denkend vermag.

## VI. Eine Interpretation

Das Drama ist mit „Trauerspiel“ überschrieben, nicht mit Tragödie. Irgendwelche konkreten Hinweise, Details, Namen, Identifikationsmerkmale, die Goethes Position zur Französischen Revolution selber direkt markieren würden, fehlen ganz. Die handelnden Personen, elf an der Zahl, treten jeweils auf in allgemeiner Funktion mit dennoch eigenem Antlitz, das über den Typus hinausgeht. Es wird keine Zeit, kein Ort namentlich genannt. Die Personen heißen: König, Herzog, Graf, Eugenie,

Hofmeisterin, Sekretär, Weltgeistlicher, Gerichtsrat, Gouverneur, Äbtissin, Mönch. Der einzige Name, der erscheint, ist der der Titelheldin, Eugenie, was jedoch wiederum auf eine überindividuelle Bedeutung hinausläuft: der gute Geist. Die griechische Vorsilbe „eu“ (gut), vorangestellt der einzelnen unter den guten Genien, den guten Geistern, den Göttern Griechenlands und der deutschen Klassik, die weibliche Gestalt des dichterischen Genius im Genie-Gedanken der Goethe'schen Dichterseele.

Meine These würde lauten: Goethe schafft sich in der „Natürlichen Tochter“ nicht nur ein „Gefäß“ für die Ereignisse der Französischen Revolution, sondern gleichzeitig in der Gestalt der Eugenie, mit ihrem seelischen Leidens- und Entwicklungsgang, das Identifikationsmoment seiner eigenen Dichterseele. Die Begründung seines Lebens in der Verborgenheit. Die Titelheldin Eugenie ist in bewußt inszenierter widersprüchlicher Gleichzeitigkeit Adlige (Edle) und Bürgerliche zugleich.

1. Die unehelich geborene Adlige ist illegitim: die „natürliche Tochter“.
2. Der bisher legitime Adel ist durch die Französische Revolution illegitim geworden: Situation des Adels in der Französischen Revolution.
3. Die neue (seelenlose) Partei drängt aus der Illegitimität an die Macht: das Gegenbild zur Legitimation der „natürlichen Tochter“ (edle Seele).
4. Nach dem „Fils naturel“ (Diderot, von Goethe ins Deutsche übersetzt), figuriert zeitnah die „Natürliche Tochter“, die sich durch das Leben legitimiert, das „des Lebens Pfand“ ist, im Schutze des gerechten Bürgers, – Richters –, mit dem sie sich vermählt. Die Legitimation erfolgt im Bereich des Rechtslebens, in der unabhängigen Rechtsprechung, in der Dritten Gewalt der zukünftigen Gesellschaft. Hier ist der übriggelassene „Raum / Zu heil'gem Tun und Wirken“ (2730/31), vgl. S. 50.

## 6.1 Erster Aufzug

Die zentrale Handlungsfigur des Dramas wird durch den Dialog der ersten Szene zwischen König und Herzog mit dem zentralen Geschehen und der Veranlagung aller Schwierigkeiten deutlich exponiert. Grundlage dessen, was die Heldin erwartet, wird in der Einleitung angedeutet: Die Worte des Königs „Wo sind wir, Oheim? Herzog, sage mir, zu welchen Hügeln schweiften wir heran?“ (1–7) haben doppelte Bedeutung. Landeskunde, Information sind vorhanden; dennoch ist der König orientierungslos. Er kennt sich nicht mehr aus. Er findet die Antwort auf die Frage: „Wo sind wir?“ nicht mehr in sich. Die Absolutheit des Königtums ging verloren.

Der König fühlt sich „... bedrängt“ (30). In der fünften Szene spricht er offen zu Eugenie und dem Herzog von seinen vielen Widersachern (317), vom „nicht heitren, frohen Feste“ (330). Die Antwort des Herzogs (8–16) ist die des Lehensmannes im Bewußtsein der Dankbarkeit für Vergangenes. Der Herzog beschreibt die idyllische Natureinsamkeit als Bollwerk für den König gegen die „Unverschämten“ (25), „Unzufriedenen“ (24), „Undankbaren“ (27), gegen „die ungestüme Welt, die immer fordert, nimmer leisten will“. (29)

Natureinsamkeit ist hier auch als Motiv der Verborgtheit, hier für den König, zu sehen. Die Ursache der Brüchigkeit des Hofes liegt im Unadeligwerden des Adels, aus welchem Eugenie und ihr Vater herausragen, was der Vertrauensbeweis des Königs gegenüber beiden in Szene 1 und 5 beweist, indem er von den Zuständen am Hofe spricht. Der König bleibt also in der Exposition adeliges Vorbild; die äußeren Verhältnisse entziehen ihm aber den Boden, er kennt den rechten Weg nicht und wird in den Worten des Herzogs gegenüber Eugenie (1. Akt, 6. Szene) der Schwäche gezogen.

Die Nennung des herzoglichen Sohnes erfolgt als Assoziation eines dunklen Gegenbildes zu einem hellen „Gestirn“ (63), Eugenie. Das dunkle Bild ist aber legitimiert, und das helle Gestirn nicht, es existiert vorerst noch im Verborgenen: ein Helles, welches zugleich dunkel ist, ein „offenbar Geheimnis“. (189)

„... Und wie in dunklen Grüften,  
Das Märchen sagt's, Karfunkelsteine leuchten,  
Mit herrlich mildem Schein der öden Nacht  
Geheimnisvolle Schauer hold beleben,  
So ward auch mir ein Wundergut beschert ...“ (64–68)

Der Herzog spricht in dem Augenblick von Eugenie, als der König den Wunsch nach Frieden vom „entfernten Weltgetöse“ (32) äußert. Sie ist außerehelich geboren, stammt aber mütterlicherseits von einer Fürstin ab, ist also von beiden Eltern her adligen Geblüts. In dem gleichen Augenblick, da Orientierungslosigkeit und Zukunftsdunkel des Königtums ausgesprochen werden, taucht Eugenie als Eu-Genie, als guter Geist fürstlicher Herkunft auf, der dem Ganzen und dem Volke dienen will.

Im Gespräch zwischen König und Herzog, das ihre höfische Legitimation vorbereitet (97–99), wird sie in einem aktiven Schritt aus ihrer bisherigen Verborgtheit heraufgeholt. Ihr Aufsteigen aus der Verborgtheit ist jedoch gleichzeitig verbunden mit dem Fall, mit dem Sturz vom Pferd (148–158). Der Sturz ist das Pendant zur Legitimation.

Daß die bisherige Verborgtheit keine tatsächliche, sondern „ein offenbar Geheimnis“ (189) war, ist in Szene drei den Worten des Grafen (187–192) zu entnehmen. Der Weg in die Öffentlichkeit (Legitimation) bedeutet von Anfang an die Übertretung einer Schwelle, die das Ende des Vorhabens zur Folge haben muß.

Der Sturz vom Pferd ist Symbol. Die Exponierung aller Vorzüge Eugeniens, mithilfe des Dialogs zwischen Herzog und König unmittelbar vor diesem Sturz, ist zugleich die Exponierung des folgenden Sturzes. Dieser Sturz in der ersten Szene ist in Korrespondenz zu sehen mit einem zweiten Sturz (dritter Aufzug, zweite, dritte und vierte Szene), der Eugeniens Vater vorgegaukelt wird von Sekretär und Weltgeistlichem, wobei Goethe bei den obskuren Vorspiegelungstechniken Cagliostros Anleihe nimmt. Jener zweite Sturz ist kein realer Sturz. Er nimmt seine Position nur deshalb ein, weil Eugeniens Vater zu leichtgläubig ist und nicht kritisch untersucht, weil er, – wie modern –, der Nachrichtenpolitik aufsitzt.

War der erste aktive Schritt zur Legitimierung Eugeniens im Gespräch zwischen König und Herzog (97–99) getan, so ist der zweite aktive Schritt die vom König gegenüber Eugenie ausgesprochene Absicht, sie anlässlich eines großen Festes dem Hofe zu präsentieren. Wenn der König in der fünften Szene von vielen Widersachern spricht, die ein Fürst habe (317) und Eugenie vor dem „glatten Marmorboden“ warnt, dann ist denkbar, daß die Gegner Eugeniens gleichzeitig die des Königs sind.

Die Partei des Bruders Eugeniens beschränkt ihren Ehrgeiz sicher nicht nur auf die Beseitigung der Schwester, was den Worten des Sekretärs in der ersten Szene des zweiten Aufzuges zu entnehmen ist. Selbst der Herzog, ihr Vater, ist erst jetzt (erste Szene, erster Aufzug, 45–47 und erste Szene, zweiter Aufzug, 748–752) wieder mit dem König „versöhnt“.

Der König hofft sogar noch, der Herzog möge „jene Seite“ nicht verstärken. Möglich ist, daß jener Brief („lettre de cachet“), der Eugenie von der zweiten Szene des vierten Aufzuges an begleitet, gar nicht erst gefälscht zu werden brauchte, weil es der Gruppe der Gegner gelungen war, im König wieder altes Mißtrauen hochkommen zu lassen gegenüber dem Her-



zog und damit seiner Tochter. Eugenie, symbolisch der gute Geist, soll nicht am Hofe herrschen!

Wie sehr der König selbst schon Gefangener ist, beweisen seine Worte am Ende der fünften Szene, die bald von der alles überrollenden Intrige überholt werden:

„Was unter uns geschehen, erfahre niemand.“ (406/7)

In diesem Augenblick haben die Akteure der Intrige bereits erfahren und handeln. (748–753) Weiter: „Mißgunst lauert auf.“ (407)

„Schnell regt sich Wog auf Woge, Sturm auf Sturm;  
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,  
Wo selbst der Steurer nicht zu retten weiß.“ (408–410)  
„Geheimnis nur verbürget unsre Taten;  
Ein Vorsatz, mitgeteilt, ist nicht mehr dein;  
Der Zufall spielt mit deinem Willen schon;  
Selbst wer gebieten kann, muß überraschen.  
Ja, mit dem besten Willen leisten wir  
So wenig, weil uns tausend Willen kreuzen.  
O wäre mir zu meinen reinen Wünschen  
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben:  
Bis an den letzten Herd im Königreich  
Empfände man des Vaters warme Sorge.  
Begnügte sollten unterm niedern Dach, der Stube  
Begnügte sollten im Palaste wohnen.  
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,  
Entsagt ich gern dem Throne, gern der Welt.“ (409–424)

Die Auflösung der Absolutheit des Königtums wird die guten Möglichkeiten der Monarchie hemmen. Die huldigende Ergebenheit Eugeniens wird daher vom König gedämpft:

„Ich führe auf glatten Marmorboden dich hinein.“ (32)  
„Gar viele Widersacher hat ein Fürst.“ (317)  
„Du bist in eine Zeit gekommen, wo dein König  
Dich nicht zum heitren, frohen Feste ruft.“ (328–30)

Kurz darauf folgt die Weiterführung, die Konsequenz dieser Gedanken.

„O diese Zeit hat fürchterliche Zeichen:  
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,  
Als könnte jeder nur am Platz des andern  
Befriedigung verworrner Wünsche finden,  
Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr  
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,  
Von einem Strom vermischt dahingerissen,  
Im Ozean uns unbemerkt verlören.“ (361–368)

In diesen Zeilen entwickelt sich die Thematik des Unadeligwerdens des Adels. Unterscheidungsmerkmale schwinden. Hier ist ein deutlicher Hinweis auf die soziale Umgestaltung, die die Französische Revolution darstellt. Als schrecklich wird es empfunden, wenn Unterscheidungen fallen, Vermischung stattfindet.

Eines der Hauptprinzipien der Französischen Revolution, die Gleichheit, neben Freiheit und Brüderlichkeit, wird in seinen negativen Auswirkungen als Egalisierung, Nivellierung erlebt.

Soziale Ordnung existiert nur in Form gegliederter Ordnung. Gerät diese Ordnung aus den Fugen, ist Vermischung, Chaos, Verlust der Identität des einzelnen die Folge, und zwar ohne daß es wahrgenommen würde. Die Verschiebung des Ordnungsgefüges bedeutet zugleich die Verschiebung des Lebensgefüges: sie beeinträchtigt auch die Funktion der Wahrnehmungsorgane.

Kaum hat der König Eugenie als die Tochter des Herzogs kennengelernt (fünfte Szene, erster Aufzug) bittet er sie, ange-

sichts „dieser Zeit“ (362) um ihre Hilfe, was sie in dankbarem Stolz als ihre Pflicht ansieht,

„Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen, Und wenn er fällt, mit ihm stürzt alles hin.“ (387/388).

Die Konzeption des Königs als Grundpfeiler der Gesellschaft bewirkt in Eugenie den Willen, den Gefahren, die diesem Grundpfeiler drohen, aktiv entgegenzutreten. Damit wird sie aus der Undifferenziertheit ihrer bisherigen Verborgenheit zu einem klaren Faktor, der auch in das Gesichtsfeld der Gegner des Königs eintritt, ohne Deckung. Faktisch herrscht nicht mehr der König, sondern seine Schranzen.

Damit wird schon zu Beginn ihres Auftretens das Urteil für sie gesprochen. Tragisch konzipiert ist die Konstellation, in der Eugenie Verehrung und Huldigung darbietet, wo fast gleichzeitig der noch verbliebene Mechanismus des königlichen Machtapparates, die seelenlose Schablone, Eugeniens Untergang, vorbereitet. (Erste Szene, zweiter Aufzug)

Die Gebärde des Kniens als Motiv der Opferbereitschaft berührt den „Symbolkreis des In-die-Tiefe-Hinabgelangens, der Verborgenheit und der Niedrigkeit“ (Anm. 68), steht aber gleichzeitig mit dem Zeichen der Demut (Dienemuot) in Verbindung mit dem sich offenbarenden Adel der Seele. Hier ist also eine Polarität zwischen Höhe und Tiefe zu sehen, deren negatives Gegenbild die Erniedrigung des Hohen und die – unverdiente – Erhöhung des Niedrigen in der Bewegung der Egalisierung („Das Niedre schwillt ...“) darstellt.

In dem Verb „schwillt“ ist die Assoziation mit der unwiderstehlichen Gewalt der Elemente gegeben: Die Französische Revolution bricht herein, sprengt die Dämme der bisherigen Gesellschaftsstruktur wie ein Naturereignis. (Vgl. die Darstellung der Elemente in der „Campagne“.) Der König will seine Funktion jedoch nicht egoistisch für sich ausnutzen, sondern mit ihrer Hilfe dem Ganzen dienstbar sein (417–424), während die

Partei des Bruders und Sekretärs die Macht aus egoistischen Motiven heraus anstrebt (755–769). Niedere Instinkte der Seele brechen in die Ordnung des Staates ein. Das wurde bereits in der „Halsbandaffäre“ für Goethe sichtbar: „Durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im voraus vernichtet ...“ (Anm. 69)

Nach diesem Auftakt erscheint die sechste Szene des ersten Aufzuges bereits völlig von bösen Vorahnungen verdüstert. Der Herzog beklagt die milde „Schwäche“ des Königs (430–44). Er spricht von „Gefahr“ (443), von „verborgnen Dornen“ für Eugenie (459), vom „Kreis der Sorgen“ (466), von „Mißtrauen (467), von „Neid“ (468), „Kummer“ (469). Er ahnt unbewußt den Fortgang der Handlung voraus:

„Du wirst fortan, mit mir ins Netz verstrickt, gelähmt, verworren, dich und mich betrauen.“ (475/476)

„Mein eigener Sohn umlauert ja die stillen Wege, die ich dich geführt.“ (548/549)

„Indem ich scheide, befällt mich grausend jäher Furcht Gewalt.“ (567)

Er sieht sogar das Bild der toten Eugenie vor sich, sowie seine eigene Reaktion (575–577 und 587). Eugeniens Abgang ist im Bild vorausgeahnt. Das Königtum wird ohne die Hilfe Eugeniens bleiben. Dadurch, daß sie aus der Verborgenheit in Erscheinung getreten ist, daß sie zum anderen das Gebot der Verschwiegenheit durchbrach (405/406, 1020–1026) im zweiten Aufzug, fünfte Szene, daß sie den Schmuck zur unrechten Stunde erblickt, zieht sie sich die Gefährdung, das Verhängnis selbst zu. Das Glück war an die Verschwiegenheit und die Verborgenheit gekoppelt; der Weg in die Öffentlichkeit bedeutet den Leidensweg.

Der Schmuck ist die Metapher für die Versuchung des Bösen. Mit ihm ist Gefahr verbunden, wie im „Groß-Cophtha“. So wie im Märchen die Aufgabe des Helden immer an einen Leidensweg geknüpft ist, den der Held zu überwinden hat, und an Versuchungen verschiedenster Art, die seinen Charakter auf die Probe stellen, so auch hier, wo die gerade erst geweckte Ambition geopfert werden soll. Der klassische Aspekt an der Gestalt Eugeniens, die diesseitige, menschliche Lösung menschlicher Probleme, die Bereitschaft zur Selbstüberwindung, die in Opferbereitschaft und Entsagung veranlagte Lösung von Eugeniens Schicksalsknoten ist der Leidensweg, auf dem sie auch schweigen lernen muß, was die Abweisung durch alle Instanzen sie lehrt.

Die Antworten Eugeniens am Ende der sechsten Szene des ersten Aufzuges:

„Dem Ungemessenen beugt sich die Gefahr, beschlichen  
Wird das Mäßige von ihr.“ (597/598)

deuten auf die Möglichkeit der Bezwingung des Schicksals durch inneres Stehvermögen hin. Der Herzog gibt Eugenie zum Abschied, der ein Abschied für immer sein wird, folgende Worte mit, die auch als Motto der „Natürlichen Tochter“ gelten könnten:

„Laß uns getrost, wie immer, vorwärtsgehen!  
Das Leben ist des Lebens Pfand; es ruht  
Nur auf sich selbst und muß sich selbst verbürgen.“  
(643–645)

Das bedeutet: die Kraft des einzelnen ist real. Sie kann Maßstäbe setzen und in sich selbst „die Verhältnisse“ überwinden, ändern. Die gesellschaftspolitische Konsequenz, die sich daraus für Goethes Position zur Französischen Revolution ergibt, bedeutet, daß der Einbruch der Revolution samt aller Konsequenzen, nicht wieder rückgängig gemacht werden kann, son-

dern dadurch bewältigt werden wird, daß sich einzelne Menschen finden, die im Rückgriff auf die noch von allen Hilfsmitteln und Stützen der Gesellschaft freizulegende Individualität durch einen inneren Entwicklungsprozeß zu einer, nunmehr bewußten, Verborgenheit (fünfter Aufzug, achte und neunte Szene) gelangen, um sich dort für spätere konkrete Aufgaben im Dienste des Ganzen bereitzuhalten.

## 6.2. Zweiter Aufzug

Der Beginn des zweiten Aktes schildert „das Gespenst“ (657), „schwarzer Nächte Graus“ (668), den Pragmatiker und modernen Machiavellisten in der Person des Sekretärs als dem Sprachrohr der Gegenseite Eugeniens. Eine mephistophelische, am vordergründigen Vorteil orientierte Beweisführung kennzeichnet eine nach der Götterdämmerung der alten Denkstrukturen auftauchende neue Daseinsvision. Das Machtstreben seiner Partei verlangt dem Sekretär die Opferung Eugeniens ab. Er kann keine Verantwortung fühlen, denn er ist reines Ausführungsorgan, Funktionär, analytisch, sachlich, objektiv, konsequent, – ein Verstandesmensch. Er kennt die Welt und findet daher das Handeln seiner Partei völlig normal. „Wo selbst der Geistliche vergißt, wohin er streben soll.“ (763/764) Fast könnte er ein moderner Politiker sein, mit Sinn für Natur und Tierschutz.

Die Antriebskräfte des Revolutionsprozesses sind die des „bourgeois“, nicht die des „citoyen“, der sich der Gesamtheit gegenüber verantwortlich fühlt. Da aus der allgemeinen Vertrauenslosigkeit (755–769) sich notwendig ein Kampf aller gegen alle entwickeln muß, kann das Ergebnis der gesellschaftlichen Entwicklung nur noch den Zerfall in die amorphe Gesellschaft, die Antistruktur, bedeuten. So sind die Äußerungen des Sekretärs im Dialog mit der Hofmeisterin in der ersten Szene des zweiten Aufzuges zu verstehen.

Der Ausweg Eugeniens, dem drohenden Todesurteil zu entgehen, das der Sekretär ankündigt, ist die Abkehr von dem neuen skrupellosen Trend der Zeit, was in den Augen der neuen Machthaber als Verbannung gedacht ist und zunächst von der durch den Schmuck verblendeten Eugenie ebenso gesehen werden muß. Das Herausgerissensein aus den alten Verhältnissen und das Hineinstürzen in die Suche nach einer Lösung, aufgelistet in den einzelnen Stationen ihres Weges, bedeutet zugleich die innere Loslösung von der ablenkenden Anziehungskraft des Schmuckes, der gesellschaftlichen Funktion.

Der Leidensweg der alten Eugenie wird zugleich zum Entwicklungsweg ihrer Seele, die, sich umwandelnd, erst lernen muß, ihr Schicksal selbst zu gestalten, ohne den Schmuck, ohne gesellschaftliche Position. Dann erst kann aus dem Todesurteil das Verbannungsurteil und aus dem Verbannungsurteil das innere Exil, aus dem inneren Exil der Wartestand zur Sammlung von Kräften werden, die eines Tages für ihr Land voll zur Verfügung stehen werden. Aber soweit ist sie noch nicht im zweiten Aufzug des Dramas. Hier ist sie erst dabei, sich das Verhängnis zuzuziehen und das schmückende, fesselnde Band aus der Schatztruhe sich selbst um den Hals zu legen. (1128–1136)

Die Hofmeisterin liebt sie wie eine Tochter, verfolgt aber auch persönliche Ziele: sie will den Sekretär heiraten, obwohl damit die Opferung ihres Schützlings Eugenie verbunden ist (erste Szene, zweiter Aufzug). So bleibt sie willenlos leidendes Werkzeug der Mächtigen: „Ich gehorche nur der starken Hand, sie stößt mich vor sich hin.“ (2272/2273) Damit stellt sie trotz positiver Züge das Pendant zum Sekretär dar.

### 6.3. Dritter Aufzug

Bringt die Partei des Sekretärs, die neue Macht, mehr Freiheit für die Beteiligten? Diese Frage verneint eindeutig der Dialog

zwischen Sekretär und Weltgeistlichem in der ersten Szene. Die Verstrickung beider Figuren in Bande der Schuld führt zu Abhängigkeit, – „mitgehangen–mitgefangen“. Es fällt auf, daß sich die Argumentation des Sekretärs in der Wir-Form abspielt, wie schon im Dialog mit der Hofmeisterin in der ersten Szene des zweiten Aufzuges. Er repräsentiert also das personifizierte Gruppenego, das als Versucher seine Gesprächspartner zu den gewünschten Handlungen zu bringen weiß.

Waren die Repräsentanten der alten Ordnung einer direkten Bezugsperson, dem König, verantwortlich, so geht die neue Entwicklung dahin, eine anonyme Gruppenmacht entstehen zu lassen, die aus dem Hintergrund dirigiert, was vordergründig der Funktionär auszuführen hat. Die Partei- und Wirtschaftsstrukturen des 20. Jh. haben diesen, von der Französischen Revolution hervorgerufenen, hier von Goethe skizzierten Mechanismus, weiterentwickelt, was beispielsweise an dem Begriff „société anonyme“ (Aktiengesellschaft) deutlich wird.

Goethe will in der ersten Szene des dritten Aufzuges an diesem Dialog demonstrieren, welche gesellschaftspolitischen Konsequenzen die Machtergreifung der im Dunklen bleibenden Gegenseite, deren Sprachrohr der Sekretär ist, nach sich ziehen wird, wenn er den Weltgeistlichen sagen läßt:

„Wenn ich bedenke, wie, verborgen, ihr  
Zu mächtiger Parteigewalt euch hebt  
Und an die Stelle der Gebietenden  
Mit frecher List euch einzudrängen hofft.  
Nicht ihr allein; denn andre streben auch,  
Euch widerstrebend, nach demselben Zweck.  
So untergrabt ihr Vaterland und Thron;  
Wer soll sich retten, wenn das Ganze stürzt?“  
(1255–1262)



Was anfänglich noch als Machtstreben aus höfischem Adel, als Fronde gelten mag, führt weiter. Am Ende der Entwicklung steht der Kampf aller gegen alle. „Denn, wo er wankt, wankt das gemeine Wesen ...“ (387) sagt Eugenie in der fünften Szene des ersten Aufzuges. Obwohl der Weltgeistliche seinen inneren Frieden verloren fühlt (1217), sieht er seinen Weg in der Flucht nach vorne, in dem Willen, von nun an am Rat der Akteure, dort, „Wo Schreckliches beschlossen wird“ (1240/1241), teilzunehmen. Doch er wird ähnlich wie der Ritter im „Groß-Cophtha“ vertröstet.

Die Ambition des Weltgeistlichen bestätigt die Worte des Sekretärs gegenüber der Hofmeisterin:

„Selbst der Geistliche vergißt, wohin er streben soll, und strebt nach Gold.“ (763/764)

Die Geistlichkeit wird also ebenso korrupt gezeichnet wie der Adel, die Auflösung der Stützen der Gesellschaft symbolhaft sichtbar gemacht. Das Verhalten der Äbtissin gegenüber Eugenie in der vierten Szene des fünften Aufzuges zeigt das Versagen der Kirche erneut. Auch in der ersten Szene des zweiten Aufzuges charakterisiert der Sekretär die Geistlichkeit:

„Im Kloster nicht; wir mögen solch ein Pfand  
Der Geistlichkeit nicht anvertrauen, die  
Es leicht als Werkzeug gegen uns gebrauchte.“  
(805–807)

Ist in der Schmuckszene die Reminiszenz an die Halsbandgeschichte wieder aufgetaucht, so spinnt in der zweiten Szene des dritten Aufzuges der Sekretär zu seinem und zu seiner Partei Vorteil die Illusionsbetrügerei des Cagliostro weiter, wobei auch der Weltgeistliche seinen Part zu spielen hat. Es ist schon sonderbar, wie gelähmt-gläubig sich der Herzog angesichts dieser Nachrichtenmanipulation von eigener Untersuchung

der Dinge abhalten läßt. Statisch denkend, will er, dem man soeben einen tödlichen Sturz seiner Tochter vorgetäuscht hat, dieser geliebten Tochter ein (statisches) Denkmal (1580) setzen, während diese, das ganze Gegenteil des Statischen, den Weg der Metamorphose geht, der Metamorphose ihrer Wünsche und Hoffnungen, ihrer Vorstellungswelt.

Wenn der Herzog von der Vergangenheit nicht loskommt, weil er die Gegenwart nicht durchschaut (zweite, dritte und vierte Szene des dritten Aufzuges), wenn er aus der Wirklichkeit flüchten will, so wird Eugenie am Ende ihres Weges an einen Punkt gelangen, wo sie dem Status nicht mehr nachjammert, sondern sich verwandelt, wo sie das Opfer akzeptiert (fünfter Aufzug, achte Szene, 2859–2867).

Wo der Herzog als Anhänger der alten Ordnung nur Sinnlosigkeit sieht im Verusterlebnis der totgeglaubten Tochter (1315–1334), wird Eugenie am Schluß des Dramas selbst einen neuen Sinn finden. Sie stammt noch aus der alten Ordnung, durch ihre Geburt, wird jedoch durch ihr Dasein als „natürliche Tochter“ zum sozial schöpferischen Wesen. (V, 8)

Auf des Herzogs Frage, wer denn Vernichtetes wieder herstellen könne, antwortet ihm der Weltgeistliche:

„... Der Geist!  
Des Menschen Geist, dem nichts verlorengeht,  
Was er von Wert mit Sicherheit besessen.“ (1699–1701)

Diesen Geist repräsentiert die Gestalt der Eugenie. Sie ist der Schlüssel für die Zukunft, denn sie kann in sich die Lösung der Aufgabe, die Sinngebung ihrer vernichteten Existenz finden. Nicht im Jenseits, und nicht unter der Bedingung, daß erst die Verhältnisse sich ändern, ist der Weg in die Zukunft zu suchen, sondern durch die Änderung mit Schmerzen verbundene Änderung seiner selbst. Wenn das gelingt, hat Eugenie als edle

Seele ihren Blick von der unwiderruflich verlorenen Vergangenheit gelöst. Sie kann tun, was der Vater schon nicht mehr kann, der es nur dumpf unbewußt spürt (1713–1725), daß seine Tochter den Weg in die Zukunft geht. Er ist noch nicht in der Lage, „zum Wohle des Vaterlands den eignen Schmerz“ zu „verbannen“ (166a–1664), was Eugenie in der achten Szene des fünften Aufzuges gelingt.

#### 6.4. Vierter Aufzug

Die Hofmeisterin zeigt in der völlig veränderten Szene am Hafen jenen Brief, der Eugeniens Verbannung auf die Inseln vorschreibt. Die Inseln, das sind abgeschlossene Einheiten, wo man von dieser Welt getrennt dem Tode entgegenvegetiert. Man denke an die Inseln der Papimanen, der Papefigen und der Monarchomanen aus der „Reise der Söhne des Megaprazon“ zurück. Auf einer Insel anderer Art wird Eugenie zum Schluß ja wirklich landen, auf einem alten halbverfallenen Landgut, in Einsamkeit und Verborgenheit (2898–2902).

Der Gerichtsrat kann auf dieses Papier „nur mit Schauder“ blicken, denn:

„Nicht ist von Recht, noch von Gericht die Rede:  
Hier ist Gewalt! entsetzliche Gewalt,  
Selbst wenn sie klug, selbst wenn sie weise handelt.  
(1747–1750)

Er schildert nicht das Werkzeug (1794), die Hofmeisterin, und er rechtfertigt nicht „mit jenen Mächten, die sich solche Handlung/ Erlauben können.“ Denn:

„Leider sind auch sie/ Gebunden und gedrängt.“  
(1795–1797)

Die Hofmeisterin sieht intuitiv im Gerichtsrat den Schlüssel zu der einzigen Lösung, Eugenie am Leben und sie beide im geliebten Vaterland zu halten: wenn sie einen Bürgerlichen heiratet, wenn sie der hohen Ambition entsagt.

„Versöhnt ist alles, wenn sie Gattin heißt.“ (1825)

Hier zeigt Goethe im Bild der kleinen friedlichen bürgerlichen Existenz den Ausweg als Weg, durch Überwindung in der Entsagung, im Bescheiden. Es bedeutet das Leben in einer kleinen überschaubaren Einheit. Der mögliche Vorwurf, damit eine spießbürgerliche Idylle projiziert zu haben, kann jedoch dadurch entkräftet werden, daß dieser Weg nicht in einer Sackgasse endet, sondern nur als Wartestation für kommende Aufgaben zu interpretieren ist, nämlich, sich dem Ganzen zur Verfügung zu halten. (2815–2867 und 2885–2888). Der Kampf mit den neuen Mächten, die sich im Zuge der Französischen Revolution herausgebildet haben, kann nicht aufgenommen werden in offener Feldschlacht: Erst muß die Individualität, die den Kampf aufzunehmen bereit ist für das Gemeinwohl (2839–2849), sich den Blicken der Mächtigen entziehen, und in der Verborgenheit leben.

„Werd ich entdeckt,/ Werd ich's zu früh, so kannst du vieles dulden.“ (2923/2924)

Die Vermählung des Adligen mit dem bürgerlichen Element, was zum einen in der Gestalt Eugeniens selber, in ihrem Schicksal als „Natürliche Tochter“ statthat, zum anderen aber mit einer möglichen Verbindung mit dem Gerichtsrat angedeutet wird, kann als Verlagerung des zukünftigen gesellschaftlichen Entscheidungsfeldes auf das Bürgertum betrachtet werden. Ein Bürgertum, das jedoch nicht die egalisierenden, nivellierenden Tendenzen der alles umwälzenden Revolution weiterverfolgt, sondern eine edle Gesinnung als das echte Erbe des Adels bewahrt.

Eugenie kennt „die Mächte, die ihr Elend schufen“, nicht.  
Der Gerichtsrat bestätigt es ihr:

„Des Übels Quelle findest du nicht aus,  
Und aufgefunden, fließt sie ewig fort.“ (1927/1928).

Sie ruft Gesetz und Ordnung vergeblich an. Denn:

„Was droben sich, in ungemessnen Räumen,  
Gewaltig seltsam hin und her bewegt,  
Belebt und tötet ohne Rat und Urtheil,  
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl  
Vielleicht berechnet, bleibt uns rätselhaft.“  
(2012–2016)

Die Dimension der rätselhaften Schicksalsmächte, des Verhängnisses, das seinen eigenen Gesetzen folgt, darf hier nicht im Sinne dualistischer Resignation ins gerade erst durch das humanistische Ideal abgeschaffte Jenseits verlegt werden, denn

„Allmächtig ist sie nicht, die obre Macht.“ (2068),

Erst die Erkenntnis neuer Möglichkeiten innerhalb der erzwungenen Form, der bürgerlichen Ehe, schafft Eugenie den Freiheitsraum. Doch noch meint sie, ihre alten Hoffnungen retten zu können, eine Ausweichmöglichkeit im Unausweichlichen zu finden, sich nicht dem Wandel aussetzen zu müssen. Dasjenige, was Eugenie als Inkorporation des guten Feudalerbes darstellt, kann sich erst nach Aufgabe der Privilegien (Schmuck und Ambition), als neues Bewußtsein des erwachenden Bürgertums repräsentieren. Die Entwicklung ist das Gesetz des Lebens, das „des Lebens Pfand“ ist. (644) Diese ist solange nicht (2210/2211) abgeschlossen, als das Bürgertum ihr noch zu sehr Verlust bedeutet. Deshalb stehen ihr, wie im Märchen, noch etliche Prüfungen bevor.

#### 6.4.1. Goethes Auffassung von „Volk“ und „Menge“ im vierten Aufzug der „Natürlichen Tochter“

Im Gegensatz zum Begriff des Bürgertums wird im weiteren Verlauf von Eugeniens Schicksal Goethes Begriff vom Volk als der Menge gezeigt: Eugenie will sich, nachdem sie in IV, 2 (2210–2221) die Verbindung mit dem Gerichtsrat noch ablehnt, nachdem sie die Hilflosigkeit von Gesetz und Recht gegenüber der Gewalt der Macht erfahren mußte (1748–1750), voller Verzweiflung an das Volk wenden. „Aus roher Menge kündet ein mächtiger Ruf mir meine Freiheit an.“ (2350/2351)

Das ist die Stimme der Revolution, die plötzlich in Eugenie selbst ertönt, die doch gerade dem Umsturz im Vaterlande, dem Auseinanderfallen der Kräfte entgegenwirken will in der achten Szene des fünften Aufzuges (2725–2836). Es ist dies ein emanzipatorischer Ansatz (2295–2304), der auf ein Ziel gerichtet ist, welches Goethe nicht als Erfüllung des Schicksals seiner Heldin gesehen hat.

Die Hofmeisterin beantwortet den Hilferuf an das Volk mit dem Argument:

„Die rohe Menge hast du nie gekannt,  
Sie starrt und staunt und zaudert, läßt geschehn;  
Und regt sie sich, so endet ohne Glück,  
Was ohne Plan zufällig sie begonnen.“ (2352–2355)

Ein vernichtendes Urteil!

„Und riefst du nicht das Volk zu Hilfe schon?  
Es staunte nur dich an und schwieg und ging.“  
(2396–2397)

Das Volk, ohne Plan, ohne Leitung, Gesetz, Ordnung, Geist, – für sich genommen, ist in Goethes Augen nicht in der Lage, sinnvoll zu handeln. An anderer Stelle sagt er über die Menge:

„Weil nun das Menschengeschlecht sich durchaus herdenmäßig bewegt, so ziehen sie bald die Majorität hinter sich her ...“<sup>70)</sup>

Oder:

„Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“<sup>71)</sup>

Für letzteres Zitat ist der „Bürgergeneral“, in dem Gerangel zwischen Schnaps und Märten von Anfang bis Ende des Stückes repräsentativ. Grabowsky zitiert ebenfalls ein solches Goethe-Wort<sup>72)</sup>:

„Ich habe gar nichts gegen die Menge,  
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,  
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,  
gewiß die Schelme, die Tyrannen.“

Versöhnlicher ist die Formulierung, die in der fünften Szene des ersten Aufzuges der „Natürlichen Tochter“ aus dem Munde des Königs kommt, wenn er sagt:

„Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind,  
bedeutend scheinen mag, so tadl ich’s nicht;  
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind’s  
Die wenigen, geschaffen, dieser Menge durch  
Wirken, Bilden, Herrschen vorzusteh’n. (301–309)

Goethes Auffassung über die Menge in der vierten und fünften Szene des vierten Aufzuges der „Natürlichen Tochter“ steht also nicht vereinzelt da. Nicht Hilfe hat Eugenie vom einfachen Volke zu gewärtigen, sondern bestenfalls Unverständnis. Die Menge würde Eugenie kein Glück bringen, und das Ergebnis wäre dem Zufall ausgesetzt. Daß aus dieser Sicht dem Volk als homogener Masse für die gesellschaftliche Entwicklung unter der Fahne von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nur wenig zugetraut werden kann, versteht sich von selbst. Verständlich daher auch, weshalb Goethe die Französische Revolution als Massenbewegung ablehnt, der Individualität Napoleon jedoch seine Achtung nicht versagt, weil dieser in seinen Augen zum Ordnungsfaktor der Bewegung geworden ist.

#### 6.5. Fünfter Aufzug

Nachdem Eugenie auf dem Wege durch die Instanzen, die der ratsuchende Bürger sich zu denken vermag, nach Gerichtsrat und Volk nunmehr den Gouverneur, als Hüter der staatlichen Ordnung aufsucht, wird immer mehr erkennbar, daß es sich bei diesen Instanzen um Prüfungssituationen handelt, bei denen ihr ein Glaube an Gerechtigkeit nach dem andern abgehandelt wird, so daß sie zum Schluß bei der Kirche landet, bei der Äbtissin, die sie erst in ihrem Kloster aufnehmen will, angesichts des Briefes („lettre de cachet“) jedoch meint:

„Ich beuge vor der höhern Hand mich tief,  
Die hier zu walten scheint.“ (2566/2567)

Darauf Eugenie:

„Wie? höh're Hand?  
Was meint die Heuchlerin? Versteht sie Gott?“  
(2567/2568)



Die Unterschiede zwischen Weltgeistlichem, Äbtissin und Mönch sind funktionaler, qualitativer Art. Die Äbtissin kann sich am wenigsten aus der Identifizierung mit der Institution lösen, der Mönch ist am weitesten fortgeschritten in seiner Selbstgestaltung, weshalb er auch Eugenie raten kann. Dazwischen der Weltgeistliche, den seine Vergangenheit, seine Taten, nicht loslassen.

Der Selbstschöpfungsakt der Individualität, die in den gesellschaftlich luftleeren Raum geworfen wird, ist ein Befreiungsakt von Rechtsprechung und Staat, Gesellschaft und Kirche. Der Prüfungs- und Loslösungsbereich betrifft:

1. Gerichtsbarkeit (Gerichtsrat)
2. Volk (in den Worten der Hofmeisterin)
3. Staat (Gouverneur)
4. Kirche (Äbtissin)
5. Regentschaft (König)

Der letzte Bereich geht außerdem über in den innersten Kernbereich ihres Wesens. Diese Prüfung ihrer Seele ist die schwerste, denn hatte sie einst zu eben diesem König gesagt:

„Und was wir unserm Vater, König, Gott,  
Von Wonnedank, von ungemessner Liebe  
Zum reinsten Opfer bringen möchten, drückt  
In dieser Stellung sich am besten aus.“ (352–355)

während sie vor ihm niederfiel:

„Zu ewigen Vasallen nimm uns an.“

Sie hatte sich ihrem König zum Opfer bringen wollen. In einem furchtbaren Sinn wird sie nun tatsächlich sein Opfer, auf der Flucht vor den Folgen des Briefes.

Was bezweckt Goethe mit diesem Bild einer menschlichen Seele, die, abgenabelt von allen Hilfsinstanzen der Gesellschaft, schließlich auch im persönlichsten Bereich einen absoluten Nullpunkt erleben muß? Der völlig auf sich verwiesene Mensch, der die sozialen Einstürze der Gesellschaft, beginnend am Hofe, an sich selber in allen Bereichen erlebt, darf nicht mehr die Lösung von außen erwarten: er muß sie in sich selber finden. Die Personalisierung des adligen Vorbildes in der Gestalt des Königs war der Zielpunkt für ihre Hingabe - und Verehrungskraft, für die Opferbereitschaft des reinen Wollens. Von nun an richtet sich, mit dem Auftreten des Mönches, ihr Blick auf das Allgemeine, auf das Vaterland als neuem Bezugspol. (2825–2847) Das, was ihr Vorbild war bisher, in Vater, König, Gott, muß sie als Kraft neu in sich schaffen. Das, was für den zukunfts tragenden Menschen des 19. Jahrhunderts notwendig ist, liegt in der Änderung seiner Perspektive, in dem neuen Blick auf sich selbst und seine Verantwortlichkeit gegenüber dem Ganzen. Er muß die Funktion, die bisher die Gestalt des Königs symbolisierte, selber werden, wenn er die negativen Folgen der Französischen Revolution überwinden will, in Assimilation, Anpassung, Akkomodierung. Dies symbolisch vor Augen zu führen, ist, wie mir scheint, die Absicht Goethes.

Wenn manche den Entscheidungsmonolog in der sechsten Szene des fünften Aufzuges sehen, dann würde ich diesen in der achten Szene dieses Aufzuges erkennen. Hier nämlich erst sieht sie ein, daß die Beschäftigung nur mit dem eigenen Unglück, so oder so, auf den Inseln oder auf dem Boden des Vaterlandes, in eine Sackgasse des Daseins münden muß. Die Kraft des Ichs in Eugenie darf nicht zu Introvertiertheit führen. Das Exil auf den Inseln würde das Problem ebensowenig lösen wie eine Spießbürgeridylle auf dem Lande.

„Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einst  
Verkannt, verstoßen, mich vergessen, soll

Erstaunt ihr Blick auf der Erhaltenen ruhn,  
Die das, was sie im Glücke zugesagt,  
Aus tiefem Elend zu erfüllen strebt.“  
(2860-2864)

Dadurch, daß Eugenie den Weg erkennt, wird sie frei zum eigenen Handeln. Das Orakel, das sie sich erbittet (2668–2669, 2693) und als dessen Mittler sie den Mönch akzeptiert (2678), ist keine Anweisung, die sie hört und befolgt, sondern eine Mitteilung, für deren Inhalt sie sich verantwortlich fühlt. (V, 8) Sie folgt also weder dem Rat des Mönches, der sie auf die Inseln verweist, noch dem Rat der Hofmeisterin, die sie schlicht an den Mann bringen möchte, noch stürzt sie sich dramatisch ins Wasser, sondern gibt sich selbst, aus eigener Erkenntnis eines sinnvollen Weiterlebens, einen selbstgeschaffenen Auftrag: im Verborgenen zu leben und „verwahrt“ zu werden (2852/2853) von jenem Mann, den ziellos pragmatisch zu heiraten sie vorher abgelehnt hatte; der Sinn dieser Verborgeneheit ist die Vorbereitung der Hilfe für das Vaterland, für das Ganze.

Die Worte des Mönches sind aber auch darauf gemünzt:

„Bist du zur Wahl genötigt unter zwei  
Verhaßten Übeln, fasse sie ins Auge  
Und wähle, was dir noch den meisten Raum  
Zu heil'gem Tun und Wirken übrigläßt,  
Was deinen Geist am wenigsten begrenzt,  
Am wenigsten die frommen Taten fesselt.“  
(2729–2734)

Den Dialog mit dem Mönch könnte man auch als sechsten Prüfungsbereich für Eugenie ansehen, neben Gerichtsrat, Volk, Gouverneur, Äbtissin und Siegel des Königs. Hatte sie bisher danach getrachtet, sich ihre hohen Pläne doch noch irgendwie zu erhalten, so ist hier nur noch davon die Rede, was ihr noch „den meisten Raum/ Zu heil'gem Tun und Wirken übrigläßt“.

In der Umwandlung dieser hohen Pläne, nicht in der Resignation liegt ihre Prüfungsaufgabe. Der Mönch rät:

„Erschaffe, was du hier verlieren sollst,  
Dir Stamm und Vaterland und Fürstentum.“ (2763/2764)

Solange der Mensch den Blick nach rückwärts gerichtet hat, mit Wehmut die ehemals erreichbare Wunschwelt reflektiert, bleibt er ein schwankendes Blatt im Winde und sucht in Orakeln seine Zukunftsschritte. Der Mönch empfiehlt das Exil, doch bedeutet jenes Wort nicht Reproduktion des Alten in Form von Ersatz? Diese Flucht wäre eine Flucht vor der Umwandlung. Ihr altes Ziel, dem Ganzen zu dienen, wird jedoch zu ihrem neuen Ziel, wenn sie die Möglichkeiten der Verborgenheit in einem Leben mit dem Gerichtsrat erkennt: ein Heilschlaf, ein Entwicklungs- und Reifeprozess, an dessen Ende sie anders, als mit Schmuck, Bändern und gesellschaftlichem Hofgetriebe, dem Ganzen ihres Volkes nützen wird.

Die Antwort, die Eugenie auf die vom Mönch gestellte Prüfungsfrage gibt, heißt, daß sie „das was sie im Glücke zugesagt,/ Aus tiefem Elend zu erfüllen strebe, (2863/2864) daß sie, verborgen, den Ort ihrer Aufgabe nicht verläßt. Genau an dem Punkt bleiben, wo „jede Trümmer auf ein Grab“ deutet (2804), wo sie anfangs den Traum vom Fest am Königshofe begraben mußte, den Traum von Schmuck und Kleidern, von Nähe und Neigung ihres Vaters und Königs, vom Leben als legitimer Fürstentochter am Hofe; wo sie den Glauben an Recht, Gesetz, Volk und Kirche begraben mußte, und auch die Hofmeisterin verlor, die Mutterstelle an ihr vertrat.

Der Eintritt ins Kloster wäre auch eine Flucht gewesen, wie die Reise ins Exil. Den Punkt, an dem man sich just befindet, inmitten des Verwaistseins, das ist für Goethe der archimedische Punkt des Neubeginns; der darf nicht aufgegeben werden. An-

fangs konnte sie das noch nicht; erst jetzt, nach all ihren Erlebnissen, kann sie die ihr gebotene Form der Existenz, die Verbindung mit dem Gerichtsrat bejahen. In diese Form gezwungen worden letztlich durch absolutistische Gewalt und deren neueste Formen, könnte sie sich nun als kraftvolle Möglichkeit wirksamer Gestaltung, als kleine überschaubare Einheit der Tat, des Lebens, betrachten.

## 7. Schlußbemerkungen

In sich das Erbe der Feudalzeit, durch die Tatsache ihrer Herkunft in die Verhältnisse, „in die Existenz geworfen“ als „natürliche Tochter“, gestaltet sie sich ihre eigene Zukunft und mit ihr die Zukunft ihres Landes. Sie ist so zur Euginie, zur guten Botin eines Mannes an seine Zeitgenossen geworden, der mit ihr, so glaube ich, im wesentlichen seine eigene Seele beschrieben hat.

Die Zeit seiner eigenen Verborgenheit war auch die Zeit der Gründung eines Hausstandes mit Christiane, nach seiner Rückkehr aus Italien. Es war das Stillesein während der Revolutionsereignisse im politischen Bereich. Die wenigen Äußerungen stammen aus zum Teil späten Tagebuchaufzeichnungen und aus Privatissime-Gesprächen mit Freunden. Seine Arbeit im Stillen war intensivste Arbeit als Naturwissenschaftler; in „seiner“ Verborgenheitsphase schrieb er die „Metamorphose der Pflanze“ und die „Farbenlehre“.

Die Hamburger Ausgabe bringt im Anmerkungsteil des Herausgebers einige Worte Riemers<sup>74)</sup> über ein Gespräch mit Goethe. (Weimar, 4. April 1814).

Riemer berichtet hier von „merkwürdigen“ Äußerungen Goethes über sich selbst: Nur die Jugend habe die Varietät und Spezifikation, das Alter aber die „Genera“, ja die „Familias“. Er sei in seiner „Natürlichen Tochter“ und in der „Pandora“

ins Generische gegangen; im „Meister“ sei noch die Varietät. „Die Natur sei streng in *Generibus* und *Familiis* und nur in der *Species* erlaube sie sich Varietäten. Daß es gelben und weißen *Crocus* gebe, das sei eben ihr Spaß. Oben und höher hinaus müsse sie's wohl bleiben lassen.“ Riemer bemerkt weiter: „Dies ist dasselbe, was er anderswo so ausdrückte, daß die höheren Organisationen weniger Freiheit hätten, sondern viel bedingter und eingeschränkter wären. Die Vernunft lasse die wenigste Freiheit zu und sei despotisch.“

Die Entwicklung des Menschen vollzieht sich also von der Unbedingtheit zur Bedingtheit, von der Uneingeschränktheit zur Eingeschränktheit. Die Vernunft wird zum Gesetzgeber, sie engt ein. Darin ist eine entgegengesetzte Bewegung zu sehen zu den Ausweitungstendenzen und Auflösungserscheinungen durch die Französische Revolution, in Sitten, Gebräuchen und Ordnungsstrukturen. Man vergleiche Goethes Charakterisierung der Vernunft als Einengerin mit dem Bilde Delacroix' von der „Göttin der Vernunft“, wie sie verzerrten Gesichts und entblößter Brust alle Grenzen sprengt und kämpfend nach vorne drängt. Man denke weiterhin an das Mädchen von Oberkirch, das lieber sterben will, als dieses Zerrbild der Göttin der Vernunft repräsentieren zu wollen. Die unerbittliche Strenge des Weges der Natürlichen Tochter ist, äußerlich gesehen, ein Weg nach unten, ein Weg in die Aufgabe der eigenen Existenz:

„Ich zaudre nicht, ich eile, dir zu folgen!  
Hier meine Hand: wir gehen zum Altar.“  
(2954/2955).

Gleichzeitig aber bedeutet dieser Weg die Entwicklung, die Läuterung der Seele zur „höheren Organisation“. Diese Änderung ist aber kein bleibender Tod, sondern Metamorphose. Wenn Goethe sich zur Zeit der Französischen Revolution immer wieder mit naturwissenschaftlichen Arbeiten befaßt, wenn

er die „Metamorphose der Pflanze“ 1794 mit Schillers Hilfe als Frucht seiner Italienreise erkennt, und wenn er diese Erkenntnisse über die „Metamorphose der Pflanze“ in der Gestalt der „Natürlichen Tochter“ verarbeitet, dann lautet seine Botschaft mit den Worten Schillers:

„Siehst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren. Was sie willenlos ist, sei du es wollend – das ist's!“<sup>75)</sup>

## Anmerkungen

- 1) 1799 fand Goethe die Memoiren in Schillers Bibliothek, 1801 war der erste Akt der „Natürlichen Tochter“ vollendet, Mitte März 1803 das gesamte Drama, das am 4. April 1803 in Weimar uraufgeführt wurde
- 2) Hans Gerhard Graef: „Goethe über seine eigenen Dichtungen“, Nachdruck München 1968, Teil II, dritter Band. Im Folgenden abgekürzt durch: zitiert nach Graef.
- 3) geschrieben am 31. März 1823, Weimar, in dem Aufsatz: „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort“, zitiert nach Graef, Teil II, dritter Band, S. 552, Z. 5–18
- 4) Vgl. hierzu auch Z. 19–21, ebenda
- 5) Goethes Werke: Sophienausgabe, Weimar 1889, Nachdruck Tokyo 1975, I. Abt., Bd. 35, S. 83, Z. 3–11 (Aus den Tag- und Jahreshften zu 1799, geschrieben 1823)
- 6) Gespräche mit Eckermann, Tag- und Jahreshfte zu 1799–1802, geschrieben am 14. Nov. 1823, Weimar, zitiert nach Graef, a.a.O., S. 553, Z. 3–7
- 7) Goethes Werke: Sophienausgabe, I. Abt., Bd. 35, S. 199, Z. 10–26, Tag- und Jahreshfte zu 1803, geschrieben 1823
- 8) Tag- und Jahreshfte zu 1802, geschrieben 1824 od. 1825, zitiert nach Graef, a.a.O., S. 553, Z. 11–18
- 9) Goethes Werke: Sophienausgabe, I. Abt., Bd. 35, S. 149, Z. 10–20, Tag- und Jahreshfte zu 1803
- 10) Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, Herausgeber Josef Kunz, Hamburg 1952, 2. Aufl., Bd. 3, S. 480
- 11) Johann Wolfgang Goethe: dtv-Gesamtausgabe, Herausgeber Walter Migge, München 1970, 2. Aufl., Bd. 11, S. 314
- 12) Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, Bd. 3, S. 477
- 13) Vgl. Graef, a.a.O., S. 548, Z. 16–18
- 14) Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, Bd. 3, S. 478f
- 15) Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, Bd. 3, S. 479



- 16) Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, Bd. 3, S. 479
- 17) Zitiert nach Graef, a.a.O., S. 525
- 18) Zitiert nach Graef, a.a.O., S. 527
- 19) Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, S. 479/480
- 20) Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, a.a.O., S. 480
- 21) Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, a.a.O., S. 480
- 22) Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, a.a.O., S. 480
- 23) Adolf Grabowsky: Goethes „Natürliche Tochter“ als Bekenntnis, in: Goethe-Jahrbuch, Neue Folge, Weimar 1952, Bd. XIII, S. 1
- 24) Zitiert nach Grabowsky, a.a.O., S. 1
- 25) Zitiert nach Grabowsky, a.a.O., S. 2
- 26) Zitiert nach Graef, a.a.O., S. 535, Z. 9–10
- 27) Zitiert nach Graef, a.a.O., S. 537
- 28) Zitiert nach Graef, a.a.O., S. 541, Z. 27–29
- 29) Sophienausgabe, I. Abt., Bd. 41, Teil II, S. 195, Z. 22 bis S. 196, Z. 10
- 30) Zitiert nach Graef, a.a.O., S. 541, Z. 2–3
- 31) Grabowsky, a.a.O., S. 1
- 32) Sophienausgabe, I. Abt., Bd. 35, S. 149, Z. 22ff
- 33) Zitiert nach Graef, a.a.O., S. 549/550
- 34) Zitiert nach Graef, a.a.O., S. 547, Z. 24 bis S. 550, Z. 7
- 35) Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, Herausgeber Walter Migge, München 1970, 2. Aufl., Bd. 11, S. 306 (Kontext S. 306–318)
- 36) Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, a.a.O., S. 307
- 37) Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, a.a.O., S. 307
- 38) Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, a.a.O., S. 308
- 39) Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, a.a.O., S. 308
- 40) Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, a.a.O., S. 308
- 41) Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, a.a.O., S. 309
- 42) Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, a.a.O., S. 309
- 43) Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, a.a.O., S. 310
- 44) Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, a.a.O., S. 310
- 45) Melitta Gerhard: Goethes Erleben der Französischen Revolution im Spiegel der „Natürlichen Tochter“, in: Leben im Gesetz, Bern 1966, S. 9, Z. 10 bis 9 S. 10, Z. 1

- <sup>46)</sup> Johann Wolfgang Goethe: Der Großkophta, in: Goethes Werke, München (dtv, Kindlers Literaturlexikon) 1970, 2. Aufl., Bd. 11, S. 5–77
- <sup>47)</sup> ebenda, S. 313, Z. 7–11
- <sup>48)</sup> ebenda, S. 134
- <sup>49)</sup> ebenda, S. 134
- <sup>50)</sup> ebenda, S. 134
- <sup>51)</sup> ebenda, S. 134
- <sup>52)</sup> Kindlers Literaturlexikon (dtv), München 1974, Bd. 4, S. 1252
- <sup>53)</sup> Goethes Werke, Sophienausgabe, I Abt., Bd. 16
- <sup>54)</sup> Kindlers Literaturlexikon (dtv), München 1974, Bd. 9, S. 3776
- <sup>55)</sup> Goethes Werke: Sophienausgabe, Bd. 16, S. 365
- <sup>56)</sup> a.a.O., S. 372
- <sup>57)</sup> a.a.O., S. 373
- <sup>58)</sup> a.a.O., S. 401 (siehe Max Herrmann, S. XLII, Einleitung zu Bd. 16)
- <sup>59)</sup> Goethes Werke: dtv Gesamtausgabe, Herausgeber Walter Migge, München 1970, 2. Aufl., Bd. 11, S. 343
- <sup>60)</sup> a.a.O., S. 3114
- <sup>61)</sup> a.a.O., S. 159
- <sup>63)</sup> a.a.O., S. 223, Z. 2352–2355
- <sup>64)</sup> Kindlers Literaturlexikon (dtv), München 1974, Bd. 5, S. 1733 (Stichwort: Campagne in Frankreich)
- <sup>65)</sup> J. W. Goethe: Gespräche mit Goethe, Herausgeber Adolph Kohut, Berlin 1911, S. 93
- <sup>66)</sup> J. W. Goethe: Die Kampagne in Frankreich, in: J. W. Goethe: Gesammelte Werke, Herausgeber Bernt v. Heiseler, Bielefeld 1962, Bd. 7, S. 546
- <sup>67)</sup> a.a.O., S. 502
- <sup>68)</sup> Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, S. 490, Bd. 3 (siehe Anm. d. Hrsg.)
- <sup>69)</sup> zitiert nach Melitta Gerhard, a.a.O., S. 21
- <sup>70)</sup> Curt Englert-Faye: Vom vergessenen Goethe, Basel 1952, S. 189/190
- <sup>71)</sup> a.a.O., S. 190
- <sup>72)</sup> Grabowsky, a.a.O., S. 12
- <sup>73)</sup> a.a.O., S. 499

<sup>74)</sup> a.a.O., S. 477

<sup>75)</sup> Schillers Werke: Säkularausgabe. Zweiter Band: Gedichte II, Erzählungen. Herausgegeben von Eduard von der Hellen und Richard Weißenfels. Stuttgart, Berlin (Cotta) 1905. Zerstreute Epigramme, S. 89

## Literaturverzeichnis

1. Goethes Werke: Sophienausgabe, Weimar 1889, Nachdruck Tokyo 1975, Abt. I, Bd. 35 u. 41
2. Goethes Werke: Hamburger Ausgabe, hrsg. von Josef Kunz, Hamburg 1952, 2. Aufl., Bd. 3
3. Johann Wolfgang Goethe: dtv-Gesamtausgabe, Hrsg. Walter Migge, München 1970, 2. Aufl., Bd. 11
4. Goethes sämtliche Werke: Jubiläumsausgabe Stuttgart u. Berlin o.J. (Cotta), Bd. 16, darin: Die Reise der Söhne Megaprazons, S. 361–371
5. Joh. Wölf. Goethe: Die Kampagne in Frankreich, in: Joh. Wölf. Goethe: Gesammelte Werke, Hrsg. Bernt v. Heiseler, Bielefeld 1962, Bd. 7, S. 461–607,
6. Graef, H. G.: Goethe über seine eigenen Dichtungen, Nachdruck München 1968, Teil II, Bd. 2
7. Eckermann, J. P.: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, Hrsg. Adolph Kohut, Berlin 1911
8. Englert-Paye, Curt: Vom vergessenen Goethe, Basel 1952, S. 189/190
9. Gerhard, Melitta: Goethes Erleben der Französischen Revolution im Spiegel der „Natürlichen Tochter“, in: Leben im Gesetz, Bern 1966, S. 7–33
10. Grabowsky, Adolf: Goethes „Natürliche Tochter“ als Bekenntnis, in: Goethe-Jahrbuch, Neue Folge, Weimar 1952, Bd. XIII, 1951, S. 1–27
11. Kindlers Literaturlexikon, München 1974 (dtv), Bd. 4, S. 1252
12. Schillers Sämtliche Werke: Säkularausgabe. Zweiter Band: Gedichte II, Erzählungen. Hrsg. von Eduard von der Hellen und Richard Weißenfels, Stuttgart, Berlin (Cotta) 1905



# Inhaltsverzeichnis

Einleitung .....	5
1. Goethe über seine „Natürliche Tochter“ .....	7
2. Aus der Entstehungsgeschichte des Dramas .....	9
3. Die zeitgenössische Rezeption .....	11
4. Der Inhalt des Dramas .....	16
5. Einige Werke Goethes aus dem revolutionsthematischen Umfeld .....	18
6. Eine Interpretation .....	27
6.1. Erster Aufzug .....	29
6.2. Zweiter Aufzug .....	37
6.3. Dritter Aufzug .....	38
6.4. Vierter Aufzug .....	42
6.4.1. Goethes Auffassung vom „Volk“ als „Menge“ ...	45
6.5. Fünfter Aufzug .....	47
7. Schlußbemerkungen .....	53
Anmerkungen .....	57
Literaturverzeichnis .....	61



